

Zeitschrift: ZeitBild
Herausgeber: Schweizerisches Ost-Institut
Band: 19 (1978)
Heft: 24

Artikel: Aus dem Rhythmus gefallen : wie frische Sowjetemigranten in Paris lernen müssen, ohne Taktschritt zu gehen
Autor: Tarsis, Valerij
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1094161>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

**Wie frische Sowjetemigranten in Paris lernen müssen,
ohne Taktschritt zu gehen**

Aus dem Rhythmus gefallen

Valerij Tarsis zu einem Roman mit neuem Thema

Ein aus der Sowjetunion ausgewandertes Schriftsteller hat drei Gründe seiner Emigration genannt: Beschämung, Oede und Angst, die ihn in der Heimat dauernd belastet hätten. Ein anderer, junger Autor, der nicht ausreiste, sondern sich nach Schweden durchschlug, sagt von sich, er habe an der «Freiheitskrankheit» gelitten. In einem autobiographischen Roman schildert Wladimir Rybakow unter anderem die psychologischen Schwierigkeiten eines Anfängers in der freien Gesellschaft. (Auszug unter dem Titel «Die Brücke Alexanders III.» in «Wremja i my», Tel-Aviv, Nr. 26/1978, S. 5—49.)

«Der Häftling Sweschnew schlief in der Baracke und glaubte bestimmt nach wie vor an einen Sozialismus mit menschlichem Gesicht. Der freigeordnete Malzew (in dem Rybakow gewiss sich selber beschreibt; V.T.) lag mit zwei Clochards bei der Brücke, die den Namen eines russischen Zaren trägt, und verlor den Glauben an sich selber, die Hoffnung, das Verständnis für den Wert des Leidens. Die französischen Papiere in der Tasche erlaubten es ihm, frei zu stimmen, frei die Welt zu bereisen, frei zu sprechen, zu schreiben, zu schreiben ... *Frei, frei frei.* Zum Teufel mit allem!» (S. 15)

Die Umstellung muss besonders schwierig gewesen sein für Malzew, der nicht bereits in der alten Heimat offen Opposition hatte machen können. Die Schwierigkeiten erhellen etwa aus folgendem Vergleich:

«Noch nicht weit lag die Existenz zurück, die keine Qual der Wahl kannte. Das Zimmer an der Leninstrasse. Kein Auszug oder Umzug, und falls

doch genehmigt, erhält man nur gleichwertigen Wohnraum. Die Wohnung ist Staatseigentum, du bist Staatseigentum — keinerlei Sorgen. Irgendeine Arbeit hatte man. Hauptsache, die Norm nicht überzuerfüllen, sonst erhöhen sie die Ansätze. Arbeite wie alle, möglichst viel Zigarettenpausen und Plaudern, möglichst wenig schwitzen. Anstrengung wird nicht belohnt, Unterwürfigkeit nur manchmal. Am besten, man hält sich still, irgendwo zwischen dienstbeflissem Eifer und gleichgültiger Untertänigkeit. (...) Kommunismus oder kein Kommunismus, ist doch alles dasselbe, Meerrettich ist nicht süßter als Rettich.» (S. 15)

Zunächst sind dem Helden in Paris weder Rettich noch Meerrettich noch ein Bett beschieden. Drüben fehlte die Freiheit, aber «man hatte ein Dach überm Kopf. Man hatte Brot, ja, das hatte man. Echt glücklich ist der Mensch, der vom Bestehen der Freiheit nichts weiss!» (S. 16) — so meldet sich die Sowjetseele im Neuankömmling.

Es kann durchaus auch materielle Probleme geben für den Ex-Sowjetbürger im Westen; erstmals werden sie hier aus der Sicht der Gegenwart verarbeitet. Wladimir Warschawskijs Buch «Die übersehene Generation», das ganz einsam das Thema russischer Schriftstellertragik der früheren Ausgewiesenen und Ausgereisten in Westeuropa behandelt, erschien bereits vor 25 Jahren.

Desorientiert, hilflos an der Seine, kommt dem

Was? Die Polizei wird von Demonstranten verprügelt? Aber das gibt es doch gar nicht. Und was unglaublich ist: Diese Franzosen scheinen ja überhaupt keine Angst vor ihren Behörden zu haben.

Helden bei Rybakow «der beharrliche Gedanke»: «Vielleicht zurückkehren? Nun, man kommt ins Loch, na, das sitzt man ab, und dann wird man sehen. Was wird man sehen? Dass man erneut fliehen muss?» (S. 16)

Wie Malzew die zwei Clochards, die zufrieden schnarchen, mit einem entsprechenden Subjekt «zu Hause» vergleicht, wird ihm sofort wieder wohler:

«Gottgegebenes Vergleichen. Und verdammtes. Denn gerade das Auftauchen von Vergleichen war das erste Symptom der ansteckenden Krankheit, die da heisst ‚Freiheitsmanie‘. Ohne Vergleiche keine Zweifel. Malzew wäre jetzt ein glücklicher Sklave, der die eigenen Ketten verteidigt, bereit, sie auf Geheiß auch fremden Körpern und Gedanken anzulegen, etwa diesen Franzosen da. Er müsste nicht das geringere Uebel ausfindig machen, hätte nicht den Sprung in die Freiheit zu wagen brauchen. Was soll er jetzt mit ihr anfangen?» (S. 18)

Sie ist ihm nicht geheuer, so etwa, als er eine Demonstration auf der Place de la République miterlebt.

«Es war so unwahrscheinlich, dass Malzew zunächst seinen Augen nicht traute. Die Polizei wurde von Demonstranten geprügelt! Was ist das denn für ein Staat, der es einer beliebigen An-

Begegnung mit einem Bürokraten:
Na, dieser Typ ist wahrhaftig überall gleich — aber, tiens, das stimmt ja gar nicht ...

archie erlaubt, seine Leute zu schlagen? Vielleicht gehört sich's im Westen halt so, vielleicht ist eben dies Demokratie? Aber wie kann das bestehen?» (S. 19)

Seine erste Regung ist es, einem Demonstranten den Meister zu zeigen. Dann schämt er sich, empfindet solche Reaktionen als Unfreiheit — in der Sowjetunion war er freier gewesen. «Er begriff weder sich selber noch die Umwelt. Die Eigenliebe, der Hochmut, die ihm all die Tage hindurch so geholfen hatten, schmolzen dahin.» (S. 20)

Ein typischer entwurzelter russischer Intellektueller ... Nur: Malzew-Rybakow ist eigentlich Franzose, kam als Kind mit seinen kommunistischen Eltern in die UdSSR.

«Bleib nicht am Zufälligen hängen, Malzew. Du hast hier das Licht der Welt erblickt, aber du bist hier ein Passant. Ein Immigrant. Erkämpfe dir einen Platz an der hiesigen Sonne.» (S. 21)

Diesen Rat, den er sich selber erteilt, befolgt er, indem er einen Schulkameraden seiner Mutter aufsucht, der Karriere gemacht hat. Der erste

Die Umstellungsprobleme nach einer Existenz ohne Qual der Wahl: Echt glücklich ist der Mensch, der gar nicht erst weiss, dass es die Freiheit gibt.

Wohin sollen wir dann noch flüchten?

Sieben russische Schriftsteller verliessen die UdSSR, wo man ihre Arbeiten nicht druckte, nicht drucken konnte, weil sie Dissidenten sind. Sie hatten naiv erwartet, in der freien Welt würden sich die Verleger nur so um sie reissen. Aber

nein, so leicht wird hier keine russische Literatur publiziert. «Wenn es sich im freien Westen nicht wirklichen lässt», fragen sie in einem offenen Brief, «wohin sollen wir dann noch flüchten?» Nur eine rhetorische Frage?

Eindruck von M. Boulon: ein Bürokrat, wie er im Buche steht:

«Nun ja, er ist eben Staatsbeamter. Biologische Auswahl. Wie bin ich bloss nicht gleich draufgekommen? Politische Regimes, Systeme wechseln, Jahrhunderte verfließen, aber der Staatsbeamte bleibt Beamter. Autoritäres, totalitäres oder bürgerlich-liberales System — reiner Zufall. (...) Augen, Gesicht, genauer: der verborgene Ausdruck, die Welt des Beamten bleibt sich gleich.» (S. 25)

Aber dann gibt dieser Beamtentyp eine so menschliche, selbständige, einführende Meinung ab über den Selbstmord von Malzew's Mutter! Und er denkt an den Sowjetfunktionär Korobow, der aus einer armen Bauernfamilie stammte und den Unterschied zwischen Kolchosacker und persönlichem Feld kannte — und dann Direktor eines Sowchos so gross wie ein Drittel Frankreichs wurde. Damit begann er «absolut ehrlich die Vorzüge des Kollektiveigentums zu preisen und über die Bauern zu schimpfen — und sah nicht mehr, was er früher gesehen hatte: die reichen Früchte der Arbeit eines Menschen, der für sich schafft» (S. 27). Ein echter Beamter.

Immer wieder — alles ist anders. Geduldig lernt Malzew die Kleinigkeiten des Pariser Alltags... Eines Tages lernt er einen Bulgaren kennen, sie kommen ins Gespräch. Der Bulgare meint:

«Drüben gibt's keine Freiheit. Aber auch hier ist es kein Zuckerlecken. Na, ich pfeife drauf. Auf

Malzew hatte sich nicht gefürchtet, die Freiheit zu suchen. Aber jetzt hat er Angst, sie wieder zu verlieren.

den Kommunismus und Sozialismus wie auf den Kapitalismus. Ich lebe für mich bis zum Weltende.» (S. 33)

Der Bulgare lebte in Saus und Braus. Er liess Malzew teilhaben an Wodka und Mädchen. Doch als sich herausstellte, dass sein Gönner mit Rauschgifthandel zu tun hatte, suchte sich Malzew wieder die Freiheit.

Noch hatte er zu tun mit der Bewältigung der französischen Realität, die den Schilderungen der Sowjetpresse so wenig entspricht:

«Wo zum Teufel war die allsekündliche Kriminalität in diesem anarchistischen Europa? Die Leute waren fröhlich, das sah er. Kein Gefluhe in Metro und Autobus, keine Schlangen, und vor allem — er bekam den Eindruck, dass die Franzosen keine Angst vor den Behörden hatten. Das war unglaublich! Malzew brachte es nicht fertig, das zu begreifen.» (S. 37)

Lebhafteste Erinnerungen an Verhöre beim KGB rief in ihm eine Vorladung ins Innenministerium wach. Hier «knallte man angenehm Türen zu

Die Philosophie des bulgarischen Gönners: Kommunismus oder Kapitalismus, ich pfeife drauf und lebe. Nur lebte er, so stellte sich heraus, vom Rauschgifthandel.

und sprach laut!» Die Beamten erwiesen sich als arge Stümper im Verhören... Verlegen waren sie gar, und wollten sich ja nur nach seiner «Ausreiseroute» aus der UdSSR erkundigen, wollten kein Geständnis. Doch Malzew kann nicht anders als seine alte Angst kultivieren, während er mit dem «französischen KGB» zu tun hat. Denn «er hatte sich nicht gefürchtet, die Freiheit zu suchen, aber jetzt hat er Angst, sie wieder zu verlieren...» (S. 45).

*

Inzwischen hat Rybakow es allerdings geschafft, den Anschluss an die Pariser Massstäbe zu finden. Aber er hat unsere Heimat, alle die Zurückgebliebenen, nicht vergessen. Und wenn er sich als Journalist in russischen Periodica äussert, spricht er nicht nur zu emigrierten, sondern auch zu den zurückgebliebenen (eventuellen) Lesern. Um ihnen die «Freiheitskrankheit» zu übertragen...

FACETTEN zum Alltag drüben

Ist es ein Delikt, wenn man eine Bestechung annimmt, die einem nur aus Höflichkeit gegeben wird?

Auf diese Frage geht die Warschauer «Trybuna Ludu» (14. 11. 1978) in einem Beitrag von Zofie Krzyzanowska ein. Sie schreibt:

Der Austausch von Leistungen ist bekannt und anerkannt. Die Nachbarin pflegt das Kind und erhält dafür ein Geschenk. Nicht anders als der Bauer, der seinem Kollegen bei der Ernte hilft. Das ist ein guter alter Brauch. Aber daraus entwickelt sich eine Sitte, die schädlich ist. Die Bedürfnisse sind verschieden. Der eine sucht gute Schuhe, der andere möchte ins Ausland, der dritte wartet auf einen Platz im Spital und der vierte hofft darauf, sein Kind in einem Säuglingsheim unterzubringen. So können bargeldlose Transaktionen auf jedem Gebiet stattfinden und entwickeln sich zu einem Austausch von Privilegien. Man nennt das «Höflichkeit für Höflichkeit». Die Methode verbreitet sich; man macht Gebrauch von ihr, ohne an Bestechung zu denken. Man glaubt im Sinne der alten Tradition zu handeln.

Aber zwischen dem alten Brauchtum und der heutigen Praxis «dies für das» gibt es prinzipielle Unterschiede. Leider verwischt sich im Bewusstsein mancher Leute der Unterschied zwischen privater und dienstlicher Höflichkeit. Sie vergessen, dass sie an ihrem Arbeitsplatz nicht bedingungslos über Güter und Leistungen disponieren dürfen, dass die ihnen anvertrauten Werte nicht ihnen persönlich gehören. So kommt es zum Missbrauch beruflicher Funktionen für private Ziele. Damit kommt man zu Leistungen, die auf normalem Wege schwer zu erreichen sind. Insofern hebt sich der «schwarze Markt der Dienstleistungen» sogar vom gewöhnlichen schwarzen Markt ab, auf dem keineswegs nur Mangelwaren gehandelt werden.

Häufig bedarf es der Methode «dies für das» bloss schon, um einer regulären Dienstleistung

teilhaftig zu werden, der Durchsetzung eines selbstverständlichen Anspruchs. Es kommt vor, dass das Objekt der Transaktion aus einer Garantie besteht, dass der Kunde bei der fraglichen Dienstleistung nicht bestohlen wird. Das sollte ein Witz sein, aber es ist ein Gebrauch. Zum Beispiel bei der Reparatur von Fernsehapparaten, Autos oder Wohnungen. (Gekürzt)

Vom gestellten Thema abgesehen: Der Platz im Spital als Beispiel für die Dinge, die auf normalem Wege schwer zu erreichen sind... ■

Briefe

■ Gebet für Casaroli

Zum letzten ZeitBild (Nr. 23) könnte ich noch zwei Ergänzungen aus Polen beibringen, die beide eine verdeutlichende Wirkung erzielen dürften:

1. Zu Wojtyla und Casaroli (S. 4)

Als Msgr. Casaroli, der Exponent der päpstlichen Beschwichtigungspolitik, 1974 Polen besuchte, hat sich Kardinal Wyszyński nicht damit begnügt, eine Einladung des Legaten abzulehnen. Er hat auch noch während einer Messe in der Johannes-Kathedrale von Warschau darum gebetet, dass der Heilige Geist den anwesenden hohen Gast erleuchten möge.

2. Zu Radio Eriwan (S. 7)

Bei Ihnen antwortet Radio Eriwan auf die Frage, ob es im Kommunismus noch Geld geben werde: In manchen Geldbeutel schon, in andern nicht. Ich halte diesen Bescheid im Lichte der marxistischen Zukunftserkenntnis für ungenügend, denn so ein Verhältnis haben wir ja schon im real existierenden Sozialismus, und Ihr Radiosprecher ignoriert ganz einfach die wissenschaftliche Erwartung, dass im Stadium des späteren Kommunismus alles ganz anders sein wird.

Da ist die Eriwan-Version, die ich zur Geldfrage in Polen gehört habe, ideologisch schon viel fundierter.

Frage: Wird man im Kommunismus noch Geld haben? Antwort: Und wie! Man wird *nur* noch Geld haben. VP

Königliches aus Prag

Ein Kandidat für einen höheren Offiziersrang in der Staatspolizei wird an der Karlsuniversität in Prag geprüft. Er soll zuerst sagen, wer der böhmische König war, der sie gründete. «Das weiss ich, bitte, Genosse Kommandant: Karl I Vau.» Der Examinator berichtet taktvoll: «Im Prinzip schon richtig. Aber die Buchstaben hinter dem Namen sind römische Ziffern.» Er erklärt ihm die Sache: «Also nicht Karl I Vau, sondern Karl IV., Karl der Vierte.»

Nun kann man zur nächsten Frage übergehen: «Wer gründete die Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken?» Der Kandidat strahlt: «Diesmal weiss ich es richtig, Genosse Kommandant: Lenin der Sechste.» (Lenin V/Iadimir/ I/Ijitsch/) ■